



Ankunft im Paradies: Das „Kurumba Maldives Resort“ ist heute zwar eine luxuriöse Urlauberinsel (Bild r.), die Anreise erfolgt aber wie anno dazumal – per Boot



Pasta fürs Paradies

Fortsetzung von Seite 75

„Ungläubige“ im Nachbarhaus – für viele war und ist das bis heute eine Horrorgeschichte. Nach heftigen Unruhen auf Malé trat Nasheed deshalb im Februar 2012 zurück. 2013 wurde Abdulla Yameen ins Amt gewählt, er ist ein Halbbruder Gayooms.

Aus dem einst spartanischen Kurumba Village ist inzwischen ein Fünf-Sterne-Resort mit 180 Zimmern und 492 Beschäftigten geworden. Es gehört noch immer zur maledivischen Gruppe der Universal Resorts. Zu ihr gehören neben Kurumba auch die Resorts Baros, Kuramathi, Velassaru, Maafushivaru und Kandolhu. Dass man auf Kurumba die Flieger im Anflug auf Malé sieht und hört, stört zumindest all jene Gäste nicht, die zehn Minuten nach Empfang ihrer Koffer die Füße ins Meer halten möchten. Denn länger dauert der Transfer per Schnellboot nicht.

Kamen 1973 rund 3000 Urlauber auf die Malediven, waren es im vergangenen Jahr (2014) 1,2 Millionen – sieben Prozent mehr als im Vorjahr. Die Hälfte kam aus dem asiatisch-pazifischen Raum, immerhin 44 Prozent der Gäste stellten die treuen Europäer, die bislang stets vorn gelegen hatten. Doch wo die Chinesen herkommen, warten noch mehr. Als Anfang Januar das neue Jahr wie immer mit der Tourist Arrival Countdown Show eingeleitet wurde, schwor Tourismusminister Ahmed Adeb Abdül Gafoor seine Landsleute im Fußballstadion auf Malé daher gleich auf das nächste Ziel ein: 1,4 Millionen Besucher sollen es 2015 werden.

Brachten die frühen Gäste Kurumbas in Erwartung einer Diät aus Fisch, Bana-



Aus dem einst spartanischen Kurumba Village ist inzwischen ein Fünfsterne-Resort mit 180 Zimmern und 492 Beschäftigten geworden

nen und Kokosnuss noch gerne eigene Vorräte mit, werden in den neun Spezialitäten-Restaurants Kurumbas sowie der Angestelltenkantine heute täglich bis zu 3000 Essen serviert. Um das auf einer Insel fertigzubringen, ist enormer Aufwand nötig. Thun- und Riff-Fisch kommt vom Markt in Malé, Bananen, Papaya, Kokosnüsse, Kräuter und Salat aus eigenem Anbau. Alles andere wird eingeflogen. Die über 850 Menschen, die sich hier zu gut gebuchten Zeiten aufhalten, verbrauchen zudem eine Menge Wasser. So werden täglich 500 Kubikmeter Meerwasser aufbereitet – Entsalzungsanlagen sind auf Resort-Inseln Pflicht –, heißes Wasser zum Duschen wird zu 90 Prozent mittels Solarenergie erwärmt. Damit die Gäste ihre Haare föhnen, abends bei Licht lesen und ihre Kinder bei Tisch mit frisch geladenen Tablets ruhigstellen können, summen acht Diesel-Generatoren im von Palmenbewuchs getarnten Herz der Insel, wo auch die Angestellten wohnen. Müll wird, so möglich, kompostiert, beschädigte Glasflaschen ebenso wie Plastikflaschen geschreddert und als Baumaterial genutzt oder verkauft. Heute ist es kein Hexenwerk, anspruchsvolle Gäste zufriedenzustellen; die Herausforderung ist, ihre Spuren zu minimieren.

Der Boom bleibt nicht ohne Nebenwirkungen. Vom Wasserflugzeug aus sehen Urlauber die Industrieanlagen auf Thilafushi qualmen, der Deponie-Insel, auf der Müll aus Malé und von anderen nahen Inseln gesammelt werden.

Nicht alles werfen Urlauber weg. Tatsächlich sind viele sensibilisiert für die Umweltprobleme. Sie nehmen leere Shampooflaschen wieder mit nach Hau-

se, sie beschweren sich nicht, wenn das Wasser bei Tisch in wiederverwertbaren Glasflaschen serviert wird, sie trampeln nicht auf scheinbar toten Korallen herum, wenn sie mit ihren auf Stöcke gesteckten Smartphones lächerliche Selfies im Meer anfertigen. Die meisten kämen auch nicht auf die Idee, Flaschen oder Plastiktüten ins Meer zu werfen. Doch mit der Welt hat auch ihr Müll den Weg hierher gefunden: in eines der ärmsten Länder überhaupt, in dem Umweltbewusstsein Luxus ist. Vielen Resort-Be-

treibern ist klar, dass sich der Ast, auf dem man sitzt und Geld verdient, allzu leicht wegsägen lässt. Einige unterhalten Projekte zur Aufforstung beschädigter Korallenriffe. Sie leisten sich Meeresbiologen oder Schildkröten-Hilfsstationen. Und noch immer gibt es Barfußinseln, auf denen weder Fernseher die Stille stören noch Musikanlagen wummern, wo sich Animation auf das Toben von Flughunden in Baumkronen beschränkt und es keine Swimmingpools gibt. Denn wer braucht ein Schwimmbad aus Beton,

wenn vor ihm eine kristallklare Lagune liegt? So kann man sich auf einem winzigen Flecken Erde im Indischen Ozean auch 44 Jahre nach den touristischen Pioniertaten des Italieners Giorgio Corbin dem blauen Himmel noch immer sehr nahe fühlen.

Die Teilnahme an der Reise wurde unterstützt von Universal Resorts. Unsere Standards der Transparenz und journalistischen Unabhängigkeit finden Sie unter www.axelspringer.de/unabhaengigkeit

ANZEIGE

Einfach mal Sonne buchen.

7 Nächte schon ab € 899 p. P.

Die A-ROSA Sommer-Aktion für Reisen auf Donau, Rhein und Rhône.

Entdecken Sie Ihren Traumurlaub und machen Sie diesen Sommer zu etwas ganz Besonderem. Mit den günstigen Classic-Preisen inklusive VollpensionPlus.

Buchen Sie jetzt in Ihrem Reisebüro oder bei A-ROSA unter Tel. 0381-202 6004 oder auf www.a-rosa.de



aROSA
Schöne Zeit

LUFTPOST
AUS OSLO
VON PER HINRICHS

Vom Umgang mit Almosen

Norwegen gilt ja als Land, in dem Öl und Gas fließen und strömen. Reich an Bodenschätzen, reich an Natur. Nur an Armut mangelt es. Den Norwegern geht es gut, und dass sich eine Familie neben ihrem Haus auch noch eine Winter- und eine Sommerhütte leisten kann, ist gar nicht mal so selten.

Aber wie es so ist mit den Besitzenden: Das mit dem Teilen ist manchmal so eine Sache. Denn auch in Norwegen gibt es Armut, wenn auch importierte. Wer nach Oslo reist, dem fällt auf: Es wird mehr gebettelt.

Viele rumänische und bulgarische Familien sind in den vergangenen Jahren nach Oslo gezogen, sie schlagen ihr Lager in Parks und am Bahnhof auf, betteln und musizieren auf Straßen und in den Bahnen. Und in schöner Regelmäßigkeit diskutieren die Politiker ein Bettelverbot, denn, so die Begründung, niemand muss in Norwegen um Almosen bitten. Der Sozialstaat ist für alle da. Mit einem Verbot entziehe man dem bandenmäßigen Betteln die Grundlage

und Sorge dafür, dass sich niemand in der herabwürdigenden Pose auf dem Bürgersteig zeigen müsse. Drei Monate sollten erwischte Bettler ins Gefängnis gehen müssen.

Sogleich stürzten sich ausländische Medien auf das Thema: „Norwegen, eines der reichsten Länder der Welt, möchte gerne weniger Arme sehen“, ätzte die „Financial Times“. Der entsprechende Artikel in der „Huffington Post“ wurde 18.000 Mal geteilt.

Nun hat die Osloer Regierung sich entschieden, erst einmal kein Bettelverbot zu verhängen. „Es ist sinnlos, eine Strafe vorzuschlagen, mit der es den Bürgern verboten werden soll, Armen zu helfen“, sagt die Politikerin Karl Henriksen von der Arbeiterpartei. Zumal die Idee einen Schönheitsfehler hat: Denn bestraft werden sollte nicht nur der Bettler, sondern auch der Gebende. Und Hilfe zu kriminalisieren ist möglicherweise tatsächlich etwas gewagt.

Die konservative Partei Høyre rudert auch zurück. „Es war ja nie beabsichtigt, dass es verboten sein soll, einen Becher Kaffee zu verschenken oder sich um Leute zu kümmern, die Hilfe brauchen“, sagt Peter Christian Ferch, Mitglied im Justizausschuss.

Klar ist, dass den wohlhabenden Norwegern die zur Schau gestellte Armut nicht passt. Während die Stadt in den Fjord hineinwächst und alte Hafengebiete mit Museen, gläsernen Bürotürmen und Luxuswohnungen erschlossen werden, wirken die Bettler auf den Stra-

ßen rund um den Bahnhof wie ein Affront: Seht her, hier geht es lange nicht allen gut in einem der reichsten Länder der Welt! Statt neuer Verbote wollen die Politiker nun lieber die Hilfsangebote verbessern, um künftig gehässige Schlagzeilen aus aller Herren Länder zu vermeiden. Ökonomen haben bereits ausgerechnet, dass es viel günstiger ist, die Obdachlosenhilfe auszubauen, als alle Bettler für Wochen oder Monate ins Gefängnis zu stecken. Zumal unklar ist, inwieweit der Zwangsaufenthalt in einem skandinavischen Gefängnis für einen Menschen, der auf der Straße lebt, als Bestrafung empfunden wird.

Die Sozialisten freuen sich unterdessen, dass der ungewöhnliche Vorschlag zurückgenommen wurde. „Das gibt Hoffnung, dass wir eine Gesellschaft sind, die Toleranz und Großzügigkeit zeigt gegenüber Menschen in Not“, sagte eine Politikerin.

Betteln und Helfen bleibt also erlaubt. Was genau nun mit den Menschen passiert, die nach Norwegen gekommen sind, um ein besseres Leben zu finden – darüber ist noch nicht entschieden worden. So wird das Straßenbild Oslos am Bahnhof weiter von Frauen in weiten Röcken bestimmt werden, die jedem eine Schale oder einen Plastikbecher entgegenhalten.

In der Kolumne „Luftpost aus ...“ berichten unsere Korrespondenten und Mitarbeiter jede Woche aus einer anderen Weltstadt.

Reisen

Asiatisches
Amsterdam

STÄDTETRIIP S. 82



Hochprozentige
Südstaaten

WHISKEY-TRAIL S. 84

WELT AM SONNTAG | 26. APRIL 2015 | SEITE 75



Bar mit Geschichte:
Im „Kurumba Maldives
Resort“ begann der
Tourismus auf den
Malediven

GLOBETROTTER



Rüpel auf Reisen

Neulich nutzte eine chinesische Touristin in einem Flughafen die Wartezeit, um Unterwäsche zu waschen. Zum Trocknen verteilte sie ungeniert BHs auf mehrere Sitze im Abflugterminal und scheuchte dafür verdutzte Passagiere weg. Der Sicherheitsdienst musste sie überreden, die Wäsche bitte wieder einzupacken.

Eine chinesische Reisegruppe wiederum wollte an Bord von Singapore Airlines gleich mal 30 Essbestecke aus Edelstahl einsammeln, um sie mitzunehmen. Ihre arglose Begründung lautete, Verwandte hätten gesagt, man könne das Bordbesteck ruhig behalten. Und ein 14-jähriger Chinese war noch viel dreister. Er bekratzte im Tempel von Luxor in Ägypten ein 3500 Jahre altes Steinrelief mit den Schriftzeichen „Ding Jinhao war hier“. Er platzierte sein Gekrakel ausgerechnet mitten auf einen steinernen Lendenschurz.

„17.000 Dollar Strafe für ein abgebrochenes Moai-Ohrläppchen auf der Osterinsel“

Chinesische Touristen sorgen also immer wieder für peinliche Vorfälle. Die Regierung in Peking hat es deshalb satt, sich ständig für das schlechte Benehmen ihrer Landsleute im Ausland zu entschuldigen. Im chinesischen Parteiblatt „Volkszeitung“ wird eine „Gebrauchsanweisung gegen den Gesichtsverlust auf Auslandsreisen“ beschrieben – mit Tipps, was man alles meiden sollte: in der Öffentlichkeit schmatzen, spucken oder in der Nase bohren. Weil bislang aber weder diese Tipps noch ein offizieller „Leitfaden für den wohlgezogenen Touristen“ etwas nutzten, drohen jetzt Strafen.

Ab sofort müssen chinesische Reisegruppen eine Person ernennen, die als eine Art Anstandswächter fungiert. Wer sich trotzdem völlig danebenbenimmt und erwischt wird, kommt zwei Jahre lang auf eine schwarze Liste. Sie kann sogar an Zoll, Grenzkontrolle und an die Zentralbank weitergegeben werden, schreibt die Zeitung „China Daily“. Beim nächsten Fauxpas könnte der Reisepass eingezogen und das Bankdarlehen auch noch futsch sein. Unbescholtene Chinesen sind freilich erobert, dass nun alle Reisenden wegen ein paar Missetatären auf Schritt und Tritt kontrolliert werden.

Doch Urlauber aus anderen Herkunftsländern benehmen sich auch nicht viel besser. Drei Franzosen posierten neulich in den heiligen Tempelanlagen von Angkor Wat. Nackt. Das war den buddhistischen Mönchen zu viel. Die Franzosen wurden verhaftet und in Kambodscha zu sechs Monaten Haft auf Bewährung verurteilt.

Noch unzivilisierter verhielt sich ein Finne, der auf der chilenischen Osterinsel einmal ein Ohrläppchen von einer kolossalen Moai-Steinstatue abbrach, um es als Souvenir zu behalten. Das allerdings kam ihm richtig teuer zu stehen. Er musste 17.000 US-Dollar Strafe zahlen. Glimpflicher kam ein US-Amerikaner davon, der die bizarre Idee hatte, für ein privates Video die Hand einer 600 Jahre alten Madonnenfigur für ein „High five“ abzuklatschen. Prompt brach der kleine Finger der Madonna ab. Der Urlauber hatte insofern Glück, als es sich nicht um ein Original, sondern aus Sicherheitsgründen bloß um eine Kopie handelte. Als Chinese hätte er damit freilich seine Kreditwürdigkeit verspielt.

Kira Hanser

Pasta fürs Paradies

Die Malediven sind heute ein luxuriöses Traumziel für Millionen Urlauber. 1972 fing alles mit ein paar einfachen Hütten an. Was daraus wurde, verdankt der Inselstaat einem Italiener

G

Giorgio Corbin kam sich vor wie im Traum. Statt in einer Hauptstadt war er auf einer einsamen Insel gelandet; einer Insel, die zwar besiedelt war, auf der aber nur eine Handvoll Autos, darunter zwei Taxen, gelegentlich das Rauschen des Meeres übertönten. Statt Straßen gab es von Bäumen beschattete Sandwege, gesäumt von Häusern aus Korallenkalk. Strom war nur zu bestimmten Tageszeiten verfügbar. Banken waren unbekannt. Aufgeschlossen und freundlich

VON STEFANIE BISPING

aber waren die Menschen. Sie bewirteten den Fremden und zeigten ihm die Schönheit ihrer Heimat, fototapetenartige Landschaften aus weißem Sand, türkisfarbene Lagunen, schön gewachsene Palmen sowie eine überaus artreiche Unterwasserwelt – und damit all das, was auch heute noch die Besucher begeistert.

Corbin sorgte dafür, dass sein Paradies vom Tourismus entdeckt wurde und es gilt, trotz mehr als einer Million Besuchern pro Jahr, immer noch als ursprünglich. Die Malediven sind laut aktueller TUI-Umfrage das Traumreiseziel

Nummer eins der Deutschen. Doch 1971, als Giorgio Corbin in das Inselreich kam, wusste noch kaum ein Europäer Malé, die dörfliche Kapitale der Malediven, auf dem Globus zu orten. Rein zufällig war der italienische Reiseveranstalter Corbin in Colombo Ahmed Naseem begegnet, einem jungen Angestellten der maledivischen Botschaft. Corbin hatte ihm von seiner Suche nach unentdeckten Inseln für Taucher und Sportfischer erzählt. Naseem lud ihn ein, mit ihm in seine Heimat zu reisen – auf einem Frachtschiff. Anders war Malé, heute eine der am dichtesten besiedelten Städte der Welt, nicht zu erreichen.

Es wurde der wohl folgenschwerste Besuch auf den Malediven seit dem 12. Jahrhundert, als ein arabischer Seefahrer den Islam auf die bis dahin buddhistischen Inseln brachte. Corbin wusste: Diese Inseln würden wintermüden Europäern wie die Verheißung des Paradieses erscheinen. Er beschloss, mit einer Testgruppe zurückzukehren. Allerdings gab es weder auf Malé noch sonst irgendwo auch nur ein einziges Hotel. Die einzigen Fremden, die es bislang hierher verschlagen hatte, waren Seeleute und Schiffbrüchige. Eigentlich sollte das auch so bleiben. Die Menschen lebten vom Fischfang. Nun aber hatte Ceylon, Hauptimporteur maledivischer Fische, die Einfuhrquote reduziert. Die Aussicht auf eine neue Einkommensquelle kam da nicht ungelegen, zumindest nicht jenen, die ihr Potenzial einzuschätzen vermochten.

Zu ihnen zählte Ibrahim Nasir, seit 1968 Präsident der jungen Republik. Ein paar Inseln wollte er den Touristen wohl zur Verfügung stellen, wenn das etwas einbrachte. Ansonsten sah er darauf, dass Einheimische und Fremde wenig Berührungspunkte hatten.

Schließlich gehören weder das Tragen knapper Bikinis noch das Zischen sich öffnender Bierflaschen zu den Eckpfeilern islamischen Alltags. Auf den Malediven gab es anfangs keinen Alkohol, Reisende durften ihn aber für den Eigenbedarf mitbringen.

Im Februar 1972 kam Corbin mit den ersten Besuchern, vor allem italienischen Journalisten und Fotografen, zurück auf die Malediven. Mit einem von der Luftwaffe Sri Lankas gecharterten Flieger ging es von Colombo nach Hululé, wo es immerhin eine kurze Landebahn gab. Die Gäste logierten bei Corbins neuen Freunden auf Malé.

Die Reise war ein voller Erfolg. Nachdem die Reisenden daheim ihre Eindrücke schilderten, folgten schnell die ersten Buchungen. Allerdings gab es noch immer keinerlei touristische Infrastruktur. Mit seinen Freunden M.U. Maniku und Hussein Afef, wie er selbst in der örtlichen Oberschicht bestens vernetzt, baute Ahmed Naseem auf der in Sichtweite Malés gelegenen, unbewohnten Insel Vihamanafushi eilig ein paar mit Palmwedeln gedeckte Hütten.

Kurumba Village nannten die drei jungen Männer die Hütten in Anerkennung des dichten Palmenwuchses der Insel – Kurumba ist in Dhivevi das Wort für Palme. Im Oktober 1972 trafen die ersten Pauschalurlauber ein. Ihre Hütten hatten weder Türen noch Ventilatoren; abends wurde am Strand Fisch gegrillt. Ein hoher Anteil an Improvisationskunst war nicht der geringste Reiz des Urlaubskonzepts. Bald war Kurumba Village perma-

TIPPS UND INFORMATIONEN

ANREISE Mit Air Berlin (www.airberlin.com) oder mit Condor (www.condor.de) nach Malé.

PREISBEISPIEL Der Anbieter TUI zum Beispiel bietet eine Woche auf der Insel Kurumba (Flug, DZ/Fl) ab 1257 Euro p.P. an, www.tui.de. Bei individueller Buchung kostet ein Doppelzimmer ab 300 Euro.

LEKTÜRE Stefanie Bisping: „Lesereise Malediven: Der Trompetenfisch in der Lagune“, Picus-Verlag, 132 Seiten, 14,90 Euro.

AUSKUNFT Fremdenverkehrsamt Malediven, Tel. 06182/993 48 57, www.visitmaldives.com



nent ausgebucht. Doch um sie zum Inbegriff eines tropischen Traumurlaubs zu machen, musste man der Malediven-Reise ihren Abenteuer-Charakter nehmen. Präsident Nasir setzte den Bau des internationalen Flughafens durch. Ab 1981 konnten große Flugzeuge aus Europa landen, der lästige Zwischenstopp in der Konkurrenz-Destination Sri Lanka fiel weg. Nasir konnte dem Prestigeobjekt allerdings nur noch seinen Namen hinterlassen, da er 1978 von Maumoon Abdul Gayoom abgelöst worden war. Dieser setzte die Tourismus-Politik seines Vorgängers nach Art eines gütigen Diktators fort. Einerseits wollte er mit den Touristen Geld verdienen, andererseits seine Landsleute vor ihrem schlechten Einfluss schützen. Oberstes Gebot war daher eine strikte Trennung von Besuchern und Bewohnern.

Mit Blick auf die rasant schrumpfenden Bestände gewöhnte man den Fremden das Fischen mit Speeren ab. Und man verlangte man von ihnen, Pässe mitzubringen, Alkohol aber zu Hause zu lassen. Im Gegenzug lernten die einheimischen Köche, Pasta zuzubereiten.

1984 verpflichtete Gayoom Urlauber per Gesetz, nur auf Resort-Inseln zu nächtigen. Allerdings geriet er aufgrund einer unnatürlich langen Zeit im Amt und wegen seines Unwillens, eine Opposition zu dulden, zunehmend ins Gerede. 2008 musste er seinen Stuhl nach dreißig Jahren räumen. Ihm folgte Mohamed Nasheed, der erste demokratisch gewählte Präsident, dem nur vier Jahre als Staatschef beschieden waren. Dass er von der Trennung von Urlaubern und Einheimischen abrückte und sogar Gästehäuser auf den *local islands* erlaubte, gab konservativen Kräften Rückenwind.

Fortsetzung auf Seite 77